

Für die junge Welt : Gratisbeilage der Schweizer Frauen-Zeitung

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 46

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sür die Junge Welt

Gratisbeilage der Schweizer Frauen-Zeitung

Erscheint monatlich :: Redaktion: Frau Elise Honegger, St. Gallen

Zofingen

Nr. 11

November 1912

Die Wunder des Mikroskop

(Schluß).

Es gibt mehrere Arten von Raupen, welche unter dem Mikroskop an Kopf, Rücken und Schwanz die schönsten Pfauenfedern zeigen. Man betrachte ein Rosenblatt oder ein anderes Blumenblatt, und man wird in seinen Adern und Rippen eine Menge kleiner Werkzeuge finden, welche die Dienste von Stahlfedern versehen, und dem Blatt seine Elastizität geben. Man reiße ein Stückchen von dem Blumenblatt eines großblütigen Pelargonium, und betrachte es im Sonnen-Mikroskop: man wird erstaunen über die wunderbare Einrichtung desselben, über die Blattzellen und Poren, über die herrliche Farbenmischung. Man wird den Pflanzensaft in allen Farben, gleich einem Bache, durch die Adern des verwundeten Blattes fließen, sich sammeln und gegenseitig anziehen sehen. Man wird zwischen den Haaren des Kelchs eine Pflanze wachsen sehen, die Früchte trägt wie die Ananas.

Wenn wir aber schon an den Erzeugnissen der Pflanzenwelt den großen Reichtum und die mannigfache Schönheit neuer Schöpfungen bewundern, welche dem bloßen Auge verborgen bleiben, so ist dies noch viel mehr der Fall bei der großen Anzahl bisher unbekannter Tiere, mit welchen uns das Sonnen-Mikroskop bekannt macht. Auf allen Seiten, oft da, wo man am wenigsten daran denkt, zeigt uns das Mikroskop eine solche Menge belebter Wesen, eine solche reiche Mannigfaltigkeit organischer Bildungen und Bewegungen, daß einem dabei fast ein wenig unheimlich wird, wenn man einen Augenblick vergißt, wie ja deswegen doch alles bleibe, wie zuvor, nur daß das Auge einen andern Maßstab bekommt. Wer gern Essig genießt, wird doch deswegen keinen Widerwillen dagegen bekommen, wenn er unter dem Mikroskop die große Menge schnellbeweglicher Essigaale betrachtet, von denen derselbe angefüllt ist, was man schon mit einem gewöhnlichen Vergrößerungsglase sehen kann. Man dürfte ja sonst gar kein Wasser mehr trinken, oder nur Mineralwasser, welches keine Bewohner hat; denn schon ein einziger Tropfen gewöhnliches Quell- oder Brunnenwasser enthält eine Unmenge kleiner Tiere von den verschiedensten, selt-

samsten Gestalten. Sie sind in der Regel durchsichtig; und man kann in dem Bilde des Mikroskops die zart gebauten inneren Gefäße aufs deutlichste erkennen. Dazu bedient man sich einer sinnreichen Einrichtung, indem man sie mit einem gefärbten Wasser füttert. Indigo, Carmin und Saftgrün sind zu diesem Zwecke als die passendsten Stoffe gewählt worden. Ein Tropfen Wasser, der mit solchen Tierchen angefüllt ist, wird auf ein Stückchen Glas gebracht, und vermittelst eines feinen Pinsels mischt man unter denselben ein wenig von dem Färbstoff. Hierauf setzt man einen Tropfen klaren Wasser in die Nähe des ersten, und zieht eine feine Linie, gleichsam einen Kanal, von einem Tropfen zum andern. Nun geschieht es, daß einige von den Tierchen, welche unterdessen das gefärbte Wasser verschluckt haben, sich durch diesen Kanal in den hellen Tropfen hinüber begeben, der dann unter das Mikroskop gebracht wird. Auf diese Weise wird der Magen und der Darmkanal der Tierchen aufs deutlichste sichtbar.

Noch merkwürdiger für das Mikroskop ist das fließende Wasser, das mit schöneren, größeren und stärkeren Tierchen bevölkert ist. Ihre Gestalt ist oft so auffallend, daß der Zuschauer beim ersten Anblick erschrickt. Die Tiere selbst scheinen uns einen Augenblick anzusehen, verschwinden aber wieder mit Blitzesschnelle und machen andern Platz; denn in diesem Teich, wie solchen kleinen Geschöpfen ein Wassertropfen erscheinen muß, gibt es eine große Einwohner-schaft.

Noch viel größer ist die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in stehenden oder Sumpfwassern. Jede Gegend, jedes Wasser, jeder besondere Fleck in demselben Wasser hat seine eigenen Bewohner, die in ihrer Gestalt sich auffallend von andern unterscheiden. Ein solcher Teich ist im Verhältnis zu seinen mikroskopischen Bewohnern eben so groß, wie das große Weltmeer im Verhältnis zu den Wallfischen, Seesternen, Medusen und andern Wassertieren. Und wie am Ufer von Sizilien andere Fische, Muscheln, Seepflanzen vorkommen als an den Schären von Norwegen oder an der Halbinsel von Malacca: so sind auch in einem Teiche verschiedene Arten mikroskopischer Tiere gleichsam klimatisch verteilt, nur daß andere — uns unbekannt — Umstände als das Klima diese Verteilung bestimmen. Jeder Teich ist eine eigene Welt, welche ihre Reiche, Städte, Dörfer und Kolonien hat, die sämtlich zahlreich bevölkert. Die meisten dieser kleinen Tiere bringen die kurze Spanne Zeit, welche ihnen zu leben, vergönnt ist, auf dem gleichen Flecke zu, als ruhige Bürger und Hintersassen; andere leben in beständigem Vertilgungskriege miteinander, denn das Kriegen und Morden erstreckt sich auf dieser Welt bis in das Gebiet des Mikroskops hinein. Wieder andere, stärkere, ziehen als rüstige Eroberer von einem Land — das heißt: von einem Wassergebiet — zum andern.

Einer oder der andere

Von J. P. Hebel.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmütigen Spaß. Zu König Heinrich des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gefellt sich zu ihm ein anderer gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?“ — „Da und da her.“ — „Ihr habt wohl Geschäfte in Paris?“ — „Das und das, auch möchte ich gern unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt.“ — Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann euch heute Gelegenheit werden“. — „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es ist, unter den vielen, wenn ich ihn sehe!“ — Der König sagte: „Dafür ist Rat. Ihr dürft nur acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopfe behält, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen“. Also ritten sie miteinander in Paris hinein und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen, was die liebe Einfalt Ungezeichnetes tun kann, sei es gute Meinung oder Zufall, das tut sie. Aber ein gerader ungekünstelter Bauersmann, was er tut und sagt, das tut und sagt er mit ganzer Seele und sieht nicht um sich, was geschieht, wenns ihn nichts angeht. Also gab auch der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Subn im Topf habe, gesprächige Antworten und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Straßen mit Leuten sich füllten, und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf.

„Herr“, sagte er, und schaute seinen unbekanntem Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seid ihr der König, oder ich bins. Denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf. Da lächelte der König und sagte: „Ich bins!“ Wenn ihr euer Köcklein eingestellt und euer Geschäft versorgt habt“, sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will euch alsdann mit einem Mittagsjüpplein aufwarten und euch auch meinen Ludwig zeigen“.

Von dieser Geschichte her rührt das Sprichwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seid ihr der König oder der Bauer?“

Wie die Frau Lehrerin die Prügelstrafe abschaffte.

Von M. Baker.

Am Dorfschulhaus fließt ein Bächlein vorbei. Es nickt jetzt junges Grün daran, und seine Blümchen wachsen, recken und strecken sich, wollen sich alle im Bächlein spiegeln, viele, viele Blümchen, und sind so verschiedener Art wie die vielen, vielen Kinder, die ins Schulhaus gehen.

Am Bache steht eine große alte Weide. Fragt die Kinder im Dorf, warum die alte Weide da am Schulhaus steht! Sie lachen ein bißchen bedrückt, schauen sich im stillen Einverständnis in die Augen, seufzen ein bißchen, möchten es lieber verschweigen, und eines stößt das andere an: „Sag' du es“, und endlich kommt es raus: „Ach, das muß wohl so sein, daß die Weide am Schulhaus wächst — wegen der Erziehung!“

Ja, für den Herrn Lehrer steht der alte Weidenbusch am Schulhaus oder — für die Buben und Mädels, wie man's nehmen will. Der Herr Lehrer schneidet all die hundert Ruten, die die alte Weide jedes Jahr treibt. „Die sind gerade so, wie ich sie brauche, biegsam und elastisch, die helfen mir die bösen Buben und Mädels erziehen, schöne Weidenruten“, so findet der Herr Lehrer; die Buben und Mädels finden das nicht. Au, au, die finden die Weide gar nicht schön und lieben sie ganz und gar nicht! Hinter der Tafel steckt also stets eine Weidenrute, und so oft ein Sünder Strafe verdient, langt sie der Herr Lehrer hervor. „Ach, was“, ruft er dann oft aus, „die taugt nichts, dürr, zieht nicht mehr!“ und flugs holt er draußen bei der alten Weide eine frische Rute! Au! au! so eine ganz frische, da gibt's nichts zu lachen; wer die verkostet, der kann etwas erzählen. Au! au! so eine vollsaftige Rute, die ist nicht von Zucker, das weiß der arme Sünder, und ihm quillt in seiner Not ein Stoßgebetlein aus tiefstem Herzen:

„Wenn doch nur der liebe Gott in der weiten Welt keine Weidenruten mehr wachsen lassen wollte — oder wenigstens hier am Schulhaus nicht“. Was nützt das heiße Stoßgebetlein — der gestrenge Herr Lehrer sieht die Sache ganz anders an. Dann aber kam eine junge Frau Lehrerin ins Schulhaus, die war ganz anderer Meinung. Da merkte man, daß jemand unterm Dach wohnte, der Blumen gern hatte. Die Fensterbänke an der Lehrerwohnung wurden mit Blumenstöcken bestellt. Auch sonst änderten sich Kleinigkeiten; ein Starenklößchen kam zum Beispiel in die Pappel. Herr und Frau Star sangen aus ihrem Häuschen ins Blaue hinaus, und jüst gerade so machte es ihre Nachbarin, die junge Frau Schullehrerin. Und etwas, das war das Aller Schönste an der Frau Lehrerin, und dafür haben die Schulbuben und Mädels sie so geliebt, wie man die Engel im Himmel lieb hat. — Wenn jetzt der Herr Lehrer nach der Rute hinter der Tafel langt, bleibt die Hand leer. Er schüttelt den Kopf: „Na nu, wo ist denn die Rute?“ — Also läuft er schnell hinaus nach der alten Weide, die ja noch hundert Ruten trägt, und will eine neue holen — aber — huich, huich, huich kommt's die Treppen herunter, und da steht sie schon, die junge Frau Lehrerin nämlich, steht zwischen dem alten Weidenstock und dem Herrn Lehrer, breitet schützend die Arme vor der Weide aus und sagt: „Oh, oh — nicht doch, meine süßen Weidenkätzchen, laß sie mir!“ — Und neigt sich zum Lehrer und sagt ihm leise ins Ohr: „Versuchs einmal, es wird auch ohne Prügel gehen“.

Da ging der Herr Lehrer wieder fort ohne Rute, aber in Herz und Sinn und auf den Lippen die Worte der Frau Lehrerin; so kam er auch ins Schulzimmer und sagte die Worte, die ihm noch auf den Lippen

sagen: „Na, ich wills einmal versuchen, es wird auch ohne Prügel gehen.“

Da reckt und streckt sich der arme, kleine Sünder, der nun befreit ist von der schmerzhaften Strafe, hält sich tapfer und stramm und paßt nochmal so gut auf. Der Herr Lehrer soll schon einsehen, daß er von ihm aus die Weidenruten ruhig draußen am Stock wachsen lassen kann. Aber es kam ein Tag, da war der Herr Lehrer außer sich über den faulen Friedel. „Das schreit ja zum Himmel“, rief er, „nun gehts nicht anders, eine Weidenrute muß her, eine frische, vollsaftige“. Und er sagte zur Frau Lehrerin: „Nein, nein, diesmal geht es nicht anders“, und nahm ihre wehrenden, bittenden Hände und hielt sie fest. „O nein, o nein, nur gerade jetzt nicht, wo meine alte Weide Röschen trägt, da verschon sie doch“, rief die Frau Lehrerin. „Kannst du dir denn etwas Schöneres denken als Weidenröschen? Kannst du mit einem blühenden Zweig Buben klopfen? Sieh, du hast es noch immer ohne Prügel fertig gebracht, es tuts auch heute. Der faule Friedel hat sich nun gewiß schon vorgenommen, nicht mehr faul zu sein und wird es auch halten.“ So bittend stand sie da; der Lehrer mochte dasselbe denken wie seine Buben und Mädels oft: ein Himmelsengels müßte ganz ähnlich aussehen! Und der Lehrer ging wieder ohne Rute fort. Er dachte bei sich: „Für dies eine Mal noch will ich nachgeben, weil die Weide gerade so schöne Röschen trägt“, und er erließ dem faulen Friedel, der gerne Besserung gelobte, die Strafe. O, wie viel Dankbarkeit und guter Wille sammelte sich still im Innern all der begnadigten Sünder an — und wieviel Liebe für die Frau Lehrerin.

So kam der Herbst. Alles verlor seinen Schmuck, nur die Weide bekam neuen. Weiße Flocken wie der feinste Schwanenflaum trugen die Zweige. Ei, du hoffärtige, hochmütige Weide, wie stehst du stolz und schön da! Und der Herr Lehrer sagte mit breitem Behagen zur Frau Lehrerin: „Nun, jetzt wirst du mir wohl erlauben, Ruten für die Kinder zu schneiden; die Weide grünt und blüht nicht mehr, noch trägt sie „süße Räschen“. „Aber, aber, stand sie je schöner als jetzt in ihrem Silberschmuck!“ rief die Frau Lehrerin, „nein, jetzt darfst du sie am allerwenigsten berauben!“ Da zog der Herr Lehrer die Augenbrauen hoch und sah die junge Lehrerin gar verwundert an. „Ja“, sagte er, „ja, da könnte ich ja das ganze Jahr keine Ruten für meine Schulkinder schneiden!“ „Das sollst du auch nicht“, rief die junge Frau, und ein helles Leuchten kam in ihre goldenen Augen. — „Merkest du es denn nicht, es geht auch ohne Prügel.“ Und sie sagte ganz leise, weil niemand es hören brauchte, „merkest du es nicht, die Kinderlein fürchten dich jetzt nicht mehr, sie lieben dich, und das wollte ich, denn es ist tausendmal mehr“. So hat die Frau Lehrerin die Prügelstrafe abgeschafft, und die Kinder liebten sie dafür, sie wußten wohl was sie ihr zu danken hatten. Jetzt war es Herbst; die Schulweide stand mit Silberflocken an den schwanken Ruten, und die Kinder hatten Ferien. Erntezeit war es und die Kinder gingen Mehren lesend über die Stoppelfelder. Das war die Zeit, da jeder Feierabend der jungen Frau Lehrerin ein paar Liedchen brachte. Wenn die müden, kleinen Mehrenleser sich dem Schulhaus nah-

ten, sandten sie ihrer Wohltäterin ein Abendliedchen, sangen es hell und froh zu den blumenbestandenen Fenstern hinauf. So zogen sie singend in Trüpplein heim, und die Frau Lehrerin erschien jedesmal im Fenster und winkte und dankte mit hellem Gesicht — das Lied war Lohn, der reichlich lohnte. Aber den Kindern schien es noch lange nicht Dank genug. Einen Tag wußten sie, auf diesen einen Tag wollten sie all die Liebe, die viele, große Liebe und Dankbarkeit für die Frau Schullehrerin zusammenbringen. „Agathe“, hieß die liebe, sanfte, junge Frau Schullehrerin, und am 9. Oktober war Agathentag. O, wie freute man sich auf den einen Tag im Jahr. „Ich darf läuten — ich darf den Topfkuchen tragen — ich darf —“, so streiten sie das ganze Jahr und teilen die Freuden ein. Wenn dann der Tag da ist, wenn sich endlich der Festzug ordnet, o welcher Jubel! Wenn man endlich vorm Schulhaus steht, von jedem Jahrgang ein Kind, von jeder Klasse der beste Schüler, o wie klopfen da die Herzen der Abgeordneten, wenn das „Oskärle“ sich auf die Fußspitzen stellt und am Glockenzug vom Schulhaus zieht. Piesel lächelt in sich hinein; was wird Frau Agathe sagen, denkt sie bei sich. „Da, die wird lachen, dreißig Eier und auf jedem ein Sprüchle, das Glück und Segen verheißt. Die große Toni drängt sich zuvorderst, denn der Topfkuchen, meint sie bei sich, ist doch die Hauptsache. 's Margretle lacht; ein Geraniumstöckchen bringt's, und was im Deckelkörbchen ist, das verratei es niemand. 's Mariale hat gar sein Kirchengangkleidchen angezogen, denn es will der Frau Lehrerin ein Liedchen singen, und der Friedel, der früher mal so faul war, hat sogar ein Sprüchle gelernt und will's hersagen — wenn er nur nicht stecken bleibt! — Und das andre Mariale, was das bringt, dazu wird sogar der finstre Herr Lehrer lachen müssen — es trägt ein Festtagsgänschen. Und s' Gänschen, hört nur, das hat ein himmelblaues Bändchen um den Hals gebunden und ein kleines Briefchen hängt daran und in dem Briefchen steht:

1000 gute Wünsche für die Frau Lehrerin und vielen, vielen Dank.

Alle Schulkinder.

Der Dank ist dicker geschrieben als die andern Worte. Frau Agathe hat das Briefchen verwahrt, und so oft es ihr in die Hände fällt, liest sie es mit stillem Lächeln.

An alle die lieben Leserlein

Es ist ein großes, schweres Rätsel, das ihr diesmal zu lösen bekommt. Setzt Euch stille hin und wenn Ihr nicht damit fertig werdet, so helfen Euch für diesmal Eure lieben, guten Eltern. Eure unermüdllich fleißige Schreibrante spricht zu Euch in guten, unvergesslichen Worten, sie hält jedes einzelne ihrer treuen Leserlein bei der Hand und schaut ihm tief in die jungen lebensfrischen Augen, als könnte sie darin Euer ganzen Lebensinhalt erblicken. Sie hat Euch Alle in ihrem traulichen Arbeitszimmer versammelt hat von Eueren Freuden und Kümernissen, von Euerem Streben, von Eurer Zukunft Eueren lieben Eltern und lieben Verwandten gesprochen, so eifrig, so von Herzen, als würde sie Euch nun lange, lange nicht mehr sehen. — Jedes von Euch

war ihr so lebendig gegenwärtig, und doch — würdet Ihr Alle die gute, liebe Schreibrante in ihren Räumen nirgends finden. — Der Sessel steht beim Schreibtische, ganz so, wie wenn die Schreibrante gleich wieder kommen würde, sich hinzusetzen, um mit Euch zu plaudern, die Feder blieb in der Tinte stecken, wie wenn eines von Euch einer besonders großen Antwort gewärtig wäre. Ein Krankes vielleicht, das ans Bett gebannt, sich nur an geistigen Genüssen erfreuen kann, dem man gerne ein besonderes Opfer bringt, ihm die Leidenszeit zu kürzen. Aber auch dieses kranke Schreiberlein, dem gewiß alle lieben Leserlein ein extra großes Briefchen gönnen möchten, würde die Schreibrante nicht finden können. Alle die vielen Vögel, die zierlichen, lieben Gäste in Sonn- und Werktagskleidchen kommen verwundert an das Fenster, das sich regelmäßig von lieber Hand öffnete, um dem gefiederten Völklein das Tischlein deck-dich zu bereiten. Die Körnchen und Brosamen scheinen nicht mehr so gut zu munden und das sonst so muntere Gezwitscher tönt uns wie in Trauer verhalten. An jedem verfügbaren Plätzchen in Schreibantes Zimmer sind Blumen gestreut, wie über Nacht erblüht, diese, ihre liebsten Freunde, wissen wo die fleißige, treu besorgte Mutter hingegangen ist, sich auszuruhen von langer, unentwegter Arbeit. Sie haben sie mit ihrem Duft, ihren lieblichen Farben und ihrem hoffnungsfrohen Grün begleitet zu jenem Plätzchen, wo sie sich ausruht von ihrer großen Arbeit. Dann sind sie über Nacht wieder in das Arbeitszimmer der Schreibrante gehuscht und tauschen nun dort manch stilles Wort. In stillen Stunden fallen viel silberne Taupropfen auf Blatt und Blume und schließen in stummer Sprache ein inniges Bündnis mit den blumigen Freunden. Und die lieblichsten von Schreibantes Lieblingen wollen so unentwegt in ihrem Raume weiterblühen, wie der Teuren getreue Arbeit immer neu erblühte. Nun Ihr lieben Leserlein, die Ihr des schweren Rätsels Lösung habt, gedenket in kindlicher Anhänglichkeit und im Sinn und Geiste Eurer treuen Tante, in eifrigem Bestreben im Leben auch etwas Ganzes zu werden, der lieben Ruhenden. Denket nicht, daß sie Euch lieben aufstrebenden Menschenkindern verloren sei, die Gute hat sich immer so innig mit der lieben Jugend und ihrem geistigen und körperlichen Wohl befaßt, daß Euch diese warme Liebe, und ihr Wunsch Euch alle zu guten Menschen heranwachsen zu sehen, auf Euerem Lebensweg anspornend begleiten wird. In diesem Geiste der Ruhenden reicht ein großes Kind Euch lieben Leserlein und Euren lieben Eltern die Hand und bewahrt mit Euch der Unvergeßlichen ein treues Gedenken.

Auflösung der Rätsel in Nr. 10.

1. Preis-Zahlenrätsel: Johannes, Ulm, Naemi, Grete; Froh, Kömer, Amen, Uto; Besuv, Oberdorf, Nero, Oesterreich; Rheims, Vili, Edelknab, Ambulanz, Namur, Same. — Jungfrau von Orleans, Erzbischof von Rheims.

Preis-Buchstabenrätsel. Birkenbaum; Birnbaum.

Versteh-Rätsel. Otter, Torte.

Kleiner Haushalt.

Von Friedrich Rückert.

Einen Haushalt klein und fein
hab' ich angestellt;
der soll meine Freude sein,
dem er wohlgefällt.

Der Specht, der Holz mit dem
Schnabel haut,

hat das Haus mir aufgebaut;
daß das Haus beworfen sei,
trug die Schwalbe Mörtel bei,
und als das Dach hat sich zuletzt
obendrauf ein Schwamm gesetzt.

Drinne die Kammern
und die Gemächer,
Schränke und Fächer
flimmern und flammern;
alles hat mir unbezahlt
Schmetterling und Duft bemalt.

O, wie rüstig in dem Haus
geht die Wirtschaft ein und aus!
Wasserjungferchen, das flinke,
holt mir Wasser, das ich trinke;
Biene muß mir Essen holen,
frage nicht, wo sie's gestohlen.

Schlüssel sind die Eichelhäpfchen,
Messer, Gabel,

Rosendorn und Vogelschnabel,
Storch im Haus ist Kinderwärter,
Maulwurf Gärtner,
und Beschließerin im Häuslein
ist das Mäuslein.

Aber die Grille singt in der Stille,
sie ist das Heimchen, ist immer da-
heim

und weiß nichts als den einen
Reim.

Doch im ganzen Haus das Beste
schläft noch feste.

In dem Winkel, in dem Bettchen,
zwischen zwei Rosenblättchen,
schläft das Schäkchen, Tausend-
schönchen

ihr zu Fuß ein Kaiserkrönchen.

Güter ist Bergikmeinnicht,
der vom Bette wanket nicht;
Glühwurm mit dem Kerzenschim-
mer

hellst das Zimmer.

Die Wachtel wacht
die ganze Nacht

und wenn der Tag beginnt,
ruft sie: „Kind! Kind!“

„wach auf geschwind!“

Wenn die Liebe wachet auf,
geht das Leben raschen Lauf.

In seidenen Gewändern,
gewebt aus Sommerfaden,
in flatternden Bändern,
von Sorgen unbeladen,
lustig aus dem engen Haus
die Flur hinaus.

Schöner Wagen hab ich bestellt,
uns zu tragen durch die Welt.

Vier Heupferdchen sollen ihn
als vier Apfelschimmel ziehn;
sie sind wohl ein gut Gespann,
das mit Rossen sich messen kann,
sie haben Flügel,

sie leiden nicht Bügel,
sie kennen alle Blumen der Au'
und alle Tränken von Tau genau.

Es geht nicht im Schritt;

Kind kannst du mit?

Es geht im Trott!

Nur zu, mit Gott!

Laß du sie uns tragen
nach ihrem Behagen;

und wenn sie uns werfen vom Wa-
gen herab,

so finden wir unter Blumen ein
Grab.

